

Bezugspreis für Halle und Umgebungen 3,50 Mark, für die Post bezogen 3 Mark für das Vierteljahr, die halbjährige Zeitung kostet monatlich 1,00 Mark. Preis des Blattes 10 Pfennig. Druckerei: Buchdruckerei, Buchhandlung, Landwirthschaftliche Mittheilungen, Mithras-Verlagshandlung für den Saalekreis, Markt, Besondere u. Landwirthschaftl. u. Gew. Anst.

Bezugspreis für die ferngelegenen Gegenden oder beim Abnahme für die halbjährige Zeitung 3,00 Mark, für die Post bezogen 3,50 Mark. Preis des Blattes 10 Pfennig. Druckerei: Buchdruckerei, Buchhandlung, Landwirthschaftliche Mittheilungen, Mithras-Verlagshandlung für den Saalekreis, Markt, Besondere u. Landwirthschaftl. u. Gew. Anst.

Sächsische Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 367. — Jahrg. 190. Halle a. S., Dienstag 9. August 1898. Blatt-Nr. 8. Erscheint: Halle a. S., gedruckt: 87. Verleger: F. W. Greiner, Halle a. S., Gröbenstraße 3.

Deutsches Reich.

* Am Sonntag Nachmittag unternahm die Kaiserliche Familie mit Umgebung zu Wagen einen Ausflug von Wilhelmshöhe nach dem Pfaffenberg, wofür die Idee im Freien eingegeben wurde, und kehrte zur Abendzeit wieder nach dem Schlosse zurück. Der Kronprinz Wilhelm und Prinz Eitel Friedrich mit ihrem Gouverneur Oberst Freiherrn von Sydow werden, wie wir bereits mittheilten, am 10. d. Mts. Wilhelmshöhe wieder verlassen und sich nach Wien zurückgeben, wo am 11. d. Mts. der Unterricht beginnt. Mit den beiden Prinzen wird auch der diesen befreundete Robert Graf Hodberg, welcher seine Ferien in Gesellschaft der Kaiserlichen verbringt, wieder nach Wien abreisen.

* Finanzminister Dr. v. Mikulof, von Delb kommend, gestern Nachmittag gegen 2 Uhr, Kultusminister Dr. Voffe, von Berlin kommend, bald darnach in Hofen ein. Beide beschäftigen das Fort Ziegen, die Kronprinz-Freier-Societät und das alte Schlosshaus. Der Minister des Innern von der Wede und der Ober der Militär-Ökonomie-Departement's Ober v. Seeringen, letzterer als Vertreter des Kriegsministers, kamen Nachmittag, an, wozu im Oberbureau eine längere Konferenz stattfand, die sich hauptsächlich mit einer Veränderung in den Beschäftigungsstellen der Beamten, um der Ausdehnungsfähigkeit der letzteren entgegenzukommen, befaßte. Abends reiste Herr v. Mikulof nach Schlesien weiter.

* In der gestrigen Sitzung des Reichstages des Bundes der Landwirthe wurde Frhr. v. Wangenheim-Alten-Spiegel zum ersten Vorsitzenden gewählt, nachdem Dr. Roscher, auf den zuerst die Wahl gefallen war, dieselbe abgelehnt hatte. Die Beschlüsse der beiden Vorlesenden sollen demnächst in der Richtung der Gleichberechtigung geteilt werden. — Es wurden die Beschlüsse, den beiden Vorlesenden freie Wohnung und 4000 M. jährliche Entschädigung für die ihnen aus dem Aufenthalt in Berlin erwachsenden Aufwendungen zu gewähren. — Der Ausschuss lehnte den Antrag Herbert Bismarck und der Witwe des Abgeordneten v. Frey-Weidling ab.

* Um die Wirkungen der in den Jahren 1891 bis 1894 am Reiche abgeschlossenen Handelsverträge zu überblicken und daraus Schlüsse für künftige handelspolitische Maßnahmen ziehen zu können, ist bekanntlich eine umfangreiche statistische Zusammenstellung über „den auswärtigen Handel des Deutschen Reiches“ in Anbetracht der Handelsverträge mit Belgien, Italien, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Rußland, der Schweiz und Serbien für die Jahre 1880 bis 1896“ ausgearbeitet worden. Diese Zusammenstellung wird jetzt wiederholt neu bearbeitet, weil sie nur die Einfuhr in das deutsche Zollgebiet auf Grund der deutschen Statistik, dagegen die Ausfuhr Deutschlands nach den genannten Vertragsländern auf Grund der Einfuhr-Statistik dieser Länder darstellt. Nach einer officiellen Aeußerung dieser Art ist dieser Vorwurf nicht berechtigt. Die „D. N. N.“ schreiben nämlich:

Die Handelsverträge enthalten, in Form der Ermächtigung oder Bindung von Zolllinien, einerseits eine Modifikation des deutschen Zolltarifs zu Gunsten der Einfuhr aus den ausländischen Vertragsstaaten, andererseits eine Modifikation der Zolltarife dieser Vertragsstaaten zu Gunsten der Einfuhr aus Deutschland. Soll nun ermittelt werden, ob die Bindung oder Ermächtigung des einzelnen Zolltarifs eine Steigerung des Verkehrs in der von ihm ergriffenen Warenartigung zur Folge gehabt hat, oder nicht, so läßt sich dabei nur die Statistik benutzen, die sich an demjenigen Zolltarife anschließt, welchem der betreffende Zoll angewandt. Deshalb war nur die Einfuhr in das Reichsgebiet, und zwar die aus den Tarifvertragsstaaten, sowie die aus den Ländern, denen unter Zolltariffen im Wege der Weichbegünstigung zu kommen, nach der deutschen Statistik darzustellen. Um die inländischen statistischen Aufzeichnungen auch zu einer Darstellung der Wirkungen der ausländischen Tarifverträge verwenden zu können, würde es nöthig gewesen sein, die Nummern unserer Warenverzeichnisse durch Vergleichung und Zusammenstellung mit den Nummern der ausländischen Verzeichnisse anzuweisen. In der That, welche der großen Verkehrsmittel der statistischen Systeme des In- und Auslandes zu einem unvollständigen Ergebniss geführt haben würde. Damit aber Jedermann in den Stand gesetzt werde, die ausländische Statistik mit der inländischen zu vergleichen, ist gleichzeitig mit dem oben genannten Werke eine zweite Zusammenstellung herausgegeben worden, welche die Ausfuhrziffern in sämtlichen wichtigsten Warenartigungen, ebenfalls für die Jahre 1880 bis 1896, nach Maßgabe der deutschen Aufzeichnungen ausführt.

* Björnson macht sich noch immer weiter lächerlich. Er will jetzt sogar die deutschen Gerichte mit seinen lächerlichen Prozeßklagen belästigen. Er hat nämlich die „Witwa N. N.“ wegen Verleumdung verklagt, da das Blatt seine Mittheilungen an Jola betreffs einer angeblichen Erklärung des Reichstages in jenen Heften über die Unschuld des Dreyfus einen aufgeschlossenen Schimmel genannt hat. Die Klage soll den Zweck verfolgen, den Fürsten Hohenzollern zu einer gerichtlichen Aussage über den Fall Dreyfus zu veranlassen. Darin dürfte sich aber das gesetzlichsehrige Flurvergehen vernehmen, denn Fürst Hohenzollern hat gar keine Veranlassung, dienstliche Geheimnisse vor Gericht preiszugeben, nur weil es Herr Björnson so gefällt.

* Daß der internationale Kongreß der Sozialdemokratie Göttingen nicht, wie ursprünglich geplant, in Deutschland stattfinden wird, haben wir schon mitgeteilt. Wie im Anschluß an unsere damalige Notiz jetzt aus Paris berichtet wird, hatten im Namen des Vorstandes der deutschen Sozialdemokratischen Partei Liebknecht und Singer ein Schreiben an die Centralcomité der französischen Section auf dem Londoner Kongreß gerichtet, wozu sich die Abhaltung des internationalen Kongresses der Sozialdemokratie 1899 in Deutschland für unmöglich erklären und bitten, entsprechend den Londoner Beschlüssen, den Kongreß 1900 nach Paris einzuberufen. Man habe zwei süddeutsche Städte ausser Acht gelassen, die für die Freiheit des Kongresses und die Eiderkeit der Delegirten noch die meisten Garantien bieten; im letzten Moment habe man jedoch auf das Vorhaben verzichtet, weil man sich nicht auf die politische Situation. Die Fortschritte und die Siege der Sozialdemokratie hätten die herrschenden Klassen Deutschlands so in Schrecken versetzt, daß eine neue Jauch auf die Sozialisten begonnen habe, deshalb habe der Vorstand einstimmig die Einberufung des Kongresses nach Deutschland für unmöglich erklärt, doch sich für Singer und dem bescheidenen Sozialisten von der Reihe gegenüber in einem Schreiben geäußert. — Es ist eitel Prahlerei, daß „die herrschenden Klassen Deutschlands durch die sozialdemokratischen Erfolge bei den Reichstagswahlen in Schrecken versetzt“ seien, und die Motivirung der Liebknecht-Singerischen Ansicht ist das Tollste der gerade von dieser Seite immer spöttisch im Munde getragenen „Wauwau-Politik“, die sich überhaupt denken läßt!

Fürst Bismarck.

Wir werden unserer publizistischen Pflicht, von den Zeichen der Theilnahme anlässlich des Todes Bismarcks Kenntniß zu geben, noch geraume Zeit nachkommen müssen, denn in der That ist's ein Sturm der Trauer, wie dies von einer Seite ausgedrückt wurde, der Deutschland durchdringt. Was wir an dem Beweinlichen beklagen, was Allen im Augenblick gegenwärtig, da wir ihn für immer verloren. Jeder Tag bringt Meldungen von ererbenden Trauerfeierlichkeiten und überall im weiten Vaterlande röhrt man sich das Andenken des Fürsten Bismarck durch Stiftungen und Denkmäler zu vergegenwärtigen. Was aber bleibend in die Herzen übergehen wird, ist Bismarcks deutsche vaterländische Treue, seine Hingebung für die Interessen des Deutschen Reiches. Für alle Einzelheit wird Bismarck das Lösungswort bleiben für die höchste Aufopferungsbereitschaft für das Gemeinwohl in Noth und Gefahr, wie im Widerstreit der unpopulären Interessen. Im Parlament, wie in der Presse wird durch tauschend Aussprüche aus seinem Munde dem Geiste der Verheißung der Gegenätze das Wort geredet werden können und sein Name wird als Schild im Kampfe der Geister den Angriffen auf die einheitliche Einmüthigkeit des Vaterlandes entgegen gehalten werden. Früher als man annehmen mochte, wird das Urtheil der Welt über Bismarcks Leben und Wirken abgefaßt sein und zwar durch die einzige, Alles überragende Erkenntniß, daß Bismarck bei Allen, was er that, nur an Eines dachte, an des Vaterlandes Wohlthat, wie sein Genie von Anfang an sich in gigantischer Art nur einem Gedanken dienbar machte: der Wiedervereinigung der deutschen Stämme zu Schutz und Trutz der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches als Friedensschirm im Herzen Europas. Und weil sich diese Erkenntniß überall gleich geltend macht, geht durch die Theilnahme bereits ein Zug heiliger Weisheit, denn die wahre selbstlose Größe eines Bismarck ist fast beispiellos in der Geschichte der Völker.

Der Bundesrath hat an den Fürsten Herbert Bismarck folgende Beileids-Adresse gefandt: Der Bundesrath kann es sich nicht versagen, Eurer Durchlaucht seinen tiefgefühlten Schmerz über das Hinscheiden des großen und heldenhaften ersten Kanzlers des reingebildeten Vaterlandes auszusprechen. Die zwei Jahrzehnte, die er an unserer Spitze gewirkt hat, sind unergänzbare Größe und Wohlthat. Sein Geist war so mächtig, daß er in Deutschland noch nach Jahrhunderten forwirten wird, und sein Werk sein Name gelehrt werden als der höchste Angehörige für neue Vaterlandsliebe und vaterländische Staatskunst. Ihm ist darum der enige Dank des Bundesraths sowie der des ganzen deutschen Volkes gebührt.

Ueber die am Sonntag im Reiche stattgehabten Trauerfeiern ist noch folgendes zu berichten: In Preußen fand im Krollsaal eine Bismarck-Trauerfeier statt, welche einen äußerst würdigen Verlauf nahm. Nach einleitenden Gedächtnisvorträgen des Hofmarschalls hielt Superintendent D. Pant die Gedächtnisrede, worauf die Feier mit dem Heide „Deutschland, Deutschland über Alles“ geschlossen wurde. — In München-Gladbach fand eine von mehr als 1000 Personen besuchte städtische Trauerfeier statt. Nach verlesenen entsprechenden mutigen Vorträgen hielt Professor Woyges die Trauerrede. Den Schluß der Feier bildete der erste Chor aus Dramas deutschem Requiem. — Der liberale Bürger-

verein in Bonn veranstaltete in dem Beethovenhalle eine Gedächtnisfeier, bei welcher Prof. Kilmann die Rede hielt. Der Feier wohnten die dortigen Civil- und Militärbehörden bei. — Auch in Grefeld fand eine große Trauerfeier statt. Die Theilnehmer, etwa 6000 Personen, zogen nach der Kundgebung in der Stadthalle, von 1000 Fußmännern begleitet zum Bismarckdenkmal. Die Feier nahm einen großartigen Verlauf. Auch aus Mainz und vielen anderen Städten kamen Meldungen über Gedächtnisakte. Es ist ganz unmöglich, sie alle hier wiederzugeben.

Die Angabe, daß Fürst Bismarck bei der Bank von England Gelder deponirt habe, wird, der „Nat. Zig.“ zufolge, als unzutreffend bezeichnet. Außer dem Grundbesitz hat der Fürst nur das bei S. Weichbroder in Verwaltung liegende Baarvermögen hinterlassen.

Der „Hamb. Korresp.“ meldet aus Friedrichsruh: Graf Wilhelm Bismarck, der Oberpräsident der Provinz Hannover, ist gestern früh mit Gemahlin über Berlin nach Königberg abgereist. Fürst Herbert wird, wie verlautet, am Mittwoch mit der Fürstin Friedrichsruh verlassen. Der Bau des Mausoleums für den verstorbenen Fürsten wird nunmehr unverzüglich in Angriff genommen werden. Die Ausfuhr ist dem Architekten Scharnack in Hannover übertragen worden, welcher am Sonntag in dieser Angelegenheit längere Bepredigungen mit der fürstlichen Familie hatte.

Zwischen Krieg und Frieden.

Die Bundesstage des Jahres 1898, die Deutschland seinen großen Sinner entziehen, werden in der Weltgeschichte auch in anderer Beziehung als eine hochbedeutende Zeit ihre Stelle behaupten. Am Sonntag, den 7. August, hat Spanien die von den Vereinigten Staaten ihm vorgeschriebenen Friedensbedingungen angenommen. Das schließt nicht Gerüchters in sich, als der Zusammenbruch der spanischen Kolonialmacht und das Aufsteigen der nordamerikanischen Union zu einer Weltmacht. Mit dem Niederfinden des geflohenen Bannern im Westen wie im Osten und mit dem Hissen der „Sterne und Streifen“ auf den spanischen Antillen wie auf den Philippinen und den Karolinen bricht ein neues Zeitalter in der Weltgeschichte über den Erdball an und beginnt eine Entwidlung der iberischen Politik, deren letzte Folgen noch unübersichtlich sind.

Schwere Überwindung hat es das Ministerium Sagasta gelohnt, den spanischen Nationalkongress unter das taubstille Joch zu beugen, das ihm das Auswärtige Amt zu Washington auferlegt hatte. Aber längerer Widerstand wäre Thorheit gewesen. Mit Ausnahme eines fast hilflosen kleinen Restes, der sich vorzüglich im heimischen Hofen birgt, ist die spanische Seemacht der Vernichtung anheimgefallen, und ohne sie vermag das Mutterland eine wirksame Wertheibung der fernsten Seebelungen mit irgend welcher Aussicht auf sichtlichen Erfolg nicht länger durchzuführen. Auch am Westküsten zur Kriegführung, am Ende, bebrückt es dem bis fall auf dem besten gelegenen spanischen Staatsgebiet, über von den fremden Mächten, auf deren Befehl die weite Kreise Spanien fast bis zum letzten Augenblick rechnet, mag man selbst dort kein werthvolles Eingreifen mehr zu hoffen. So bleibt den folgen Kämpfern nichts Anderes übrig, als mit jener fatalistischen Ergebung in das Schicksal, die ihnen schon mehr als einmal über verhängnisvolle Zeiten hinweggeholfen hat, sich in die neue barte Buße zu fügen, die das Urtheil der Geschichte ihrem unglücklichen Lande für Jahrhunderte lange Mithrithschaft dabeim und in den Kolonien toben auferlegt.

Es liegen über den Stand der Friedensverhandlungen heute eine Reihe von Telegrammen vor, aus denen hervorgeht, daß noch eine ziemliche Zeit bis zu dem Abschluß des Friedens vergehen dürfte. Die Amerikaner suchen insbesondere ihren Forderungen dadurch besondere Wirkung zu verleihen, daß sie in keinen Waffenstillstand willigen, sondern mit Kraft und Eifer ihre kriegerischen Manipulationen, besonders auf Portorico, fortführen.

Madrid, 8. August. Nach dem „Universal“ nimmt die Negierung die von den Vereinigten Staaten vorgeschlagenen Friedensbedingungen an, „ad referendum“ an, weil sie der Ansicht ist, daß ein Kammer-Votum zur Vertretung von Vertheilichens erfordere. Wenn der Präsident McKinley die Besingung der Annahme „ad referendum“ zurückweise, würde die Regierung die Cortes noch in diesem Monat einberufen. Eine neue Note McKinley's wird noch in dieser Woche in Madrid erwartet.

Washington, 8. August. Die Antimotnote Spaniens lag bis heute Vormittag 9 Uhr in der höchsten Instanz des spanischen Hofes noch nicht vor. — New-York, 8. August. Nach einer Meldung des Korrespondenten der „World“ aus Santiago nehmen Garcia und 1200 Kubaner keine Nationen mehr von den Amerikanern in Empfang und haben die Provinz unzufrieden verlassen, um sich mit Maximo Gomez zu vereinigen und ihm vorzuschlagen, den Spanierkrieg ohne Rücksicht auf die Interessen der spanischen Republik fortzuführen. Garcia wird im Namen der „Kubanischen Republik“ gegen das Verlangen der Amerikaner die Kubaner kein selbständiges Regimente gefasst will, Einspruch erheben.



(Nachdruck verboten.)

Der räthſelhafte Herr.

22] Romiſcher Roman von Heinrich See.

Hannefried war leiſtſinnig geworden. Wenn er in Leidenschaft geriet, ſo floſſen ihm jetzt die Heirathsverſprechen von den Lippen, als bedeuteten ſie nichts.

„Möchten Sie wohl meine Waiſin werden, Lorchchen?“ ſtammelte er jetzt.

Der große Augenblick in Lorchchens Leben, der nie gekommen war, aber niemals kommen wollte, jetzt auf der Landſtraße von Kloſter Dornbach nach Bad Liebenau, mitten in der Nacht, von einem Tannenwalde eingekloſſen, von einem ſternbeſetzten Himmel überdacht — jetzt war er da. Ein Mann begehrte ihre Hand. Es war ein Mann, den ſie nicht liebte, der aber ſie wohl lieben mußte. Es war ein Mann! Lorchchens Kopf glich nur noch einem Keffel, in dem Alles, Ingrebienzeng einer unerhörten Art, durcheinanderwogte. Geſpenſterhaft ſchwebte das Bild Fannemanns über die Chausſee. Gleichviel wer es war, in deſſen Armen ſie ſich vor ihm rettete!

„Ich werde mir erlauben, morgen um Sie anzuhalten,“ flüſterte Hannefried.

Es bleibt ſich gleich, in welcher Weiſe beide, als man in Liebenau anlangte, den Neſt des Weges zurückgelegt hatten, wie ſie ſich verabschiedeten, wie Lorchchen ihrer Mutter entgegentrat und wie die beiden Damen endlich in die „Sonne“ wieder kamen.

„Du ſiehſt ſo verſtört,“ ſagte die Stabsärztin, als ſie ſich entkleidete.

Lorchchen hatte ſich allmählich wieder geſammelt. Es that ihr etwas weh, es war nichts Körperliches. Aber ſie ſah nun in ihr künftiges Leben, als läge ein Hafen vor ihr, kein hübscher, anmuthiger Hafen, in den man nach langer Fahrt mit Vergnügen hineinfuhr, ſondern ein Nothhafen, der eben im beſten Falle gerade gut genug gegen ſchlimmes Wetter war und der nach der langen Fahrt endlich ein Ruheplätzchen bot.

„Ich habe Kopffchmerzen,“ erwiderte Lorchchen und ſchlüpfte ins Bett.

Es war morgen auch noch Zeit, morgen, wenn der Bewerber kommen würde, Muttkchen gebührend vorzubereiten.

Zwölftes Kapitel.

Wenn es ſich darum handeln müßte, unſeren Freund Fannemann mit irgend einem klaſſiſchen Helden zu vergleichen, ſo glauben wir am treffendſten ihn Hamlet an die Seite zu ſetzen. Auch Hamlet zögert, die entſcheidende That zu begeben, bis endlich im fünften Akt die nun herangenahete Krisis ihm die Rächerwaſſe in die Hand drückt.

Fannemann war, nachdem er den Nachmittag auf ſeinem einsamen Waldſpaziergange verbracht hatte und bei dieſer Gelegenheit öfter, wenn er auf eine Bank ſich niederſetzte, nachdenklich Figuren auf den kieſbeſetzten Boden gezeichnet, ſowie

auch ſonſt noch allerlei Merkmale eines tiefen Sinnes zur Schau getragen hatte, in ſpäter Stunde nach dem Hotel zurückgekehrt und hatte dort auf ſeinem Zimmer wieder einen Brief geſchrieben. Der Brief trug die Adreſſe: „An Fräulein Eleonore Moefſtel, Hier, „Hotel zur Sonne.““ Noch an demſelben Abend beförderte ihn Fannemann zum Kaſten.

Fannemann war zum Entſchluß gekommen, nicht auf die blutige Weiſe wie Hamlet, wohl aber auf die eines Mannes, der am Ende einſieht, daß ſelbſt ein „Nein“ auf einen Wuſch noch beſſer iſt, als ein fortwährender Zweifel, daß Schauteln ſchließlich zu Uebelkeiten führt und daß ein feſter, wenn auch ein trauriger Boden für einen Mann, der noch eine Strecke Wegs durchs Leben gehen ſoll, wünschenswerther iſt als ein unſicherer oder gar keiner.

Der Brief enthielt an Fräulein Moefſtel die Frage, ob ſie einem Manne, dem ſie ſeiner aufrichtigen Verehrung werth erſchiene, wohl geſtatten möchte, auf irgend eine Weiſe ſich ihr zu nähern — in der Abſicht nämlich, eine gegenseitige genauere Bekanntschaft anzubahnen, womit er ſeinerſeits ein Ziel verbinden möchte, das er allerdings noch nicht auszusprechen wage, das anzudeuten aber unter den Umſtänden, die Herr über ihn wären, ihm nur auf dieſe Weiſe möglich wäre. Der Brief enthielt ferner eine genaue Erklärung dieſer Umſtände, er beſagte deutlich, daß der Schreiber an einem Sprachfehler litt, womit ſich nun auch wohl die Art und Weiſe, in welcher der Unterzeichnete bis zu dieſer Friſt den beiden Damen unter dem gemeinſchaftlichen Dach entgegengetragen war, mit einem Mal erklärte. Wenn die Adreſſatin ihm eine Hoffnung gäbe, ſo bäte er, am nächſten Morgen, ſobald ſie dieſen Brief empfangen habe, ſich auf der Max-Wieſe einzufinden, die dicht am Walde läge, und wenn er auch ſelber nicht viel Worte würde machen können, aus Rückſicht auf den erwähnten Umſtand, ſo würde eine Verſtändigung immerhin doch wohl möglich ſein. Sollte die Adreſſatin aber um die angegebene Zeit auf der Wieſe nicht zu finden ſein, ſo würde er, der Schreiber, alsdann daraus entnehmen, in welcher Weiſe ſein Brief von ihr aufgenommen worden war, und, um beiden Theilen Verlegenheiten zu erſparen, mit dem nächſten Bahnzuge Liebenau ſofort verlaſſen.

Das war der Inhalt des Briefes.

Lorchchen befand ſich gerade im Garten allein, als der Briefträger erſchien und ihr zu ihrer Befremdung das Schreiben mit der unbekanntem Handſchrift überreichte. Die Damen hatten ſchon geſtrüht und die Stabsärztin ſaß, mit einer Häkelei beſchäftigt, bereits in der hinteren Laube. Lorchchen hatte in der Nacht ſchlecht geſchlafen, unabläſſig hatte ſie ihre Zukunft beſchäftigt und böſe Schreckbilder beunruhigten ſie. Als ihre Blicke jetzt auf der unbekanntem Hand weilten, fuhr ſie plötzlich zuſammen. Der Brief war gewiß von Herrn Hannefried.

Lorchchen öffnete und las.

Mit einem Male griff ſie, wie von einem elektriſchen Schlag durchzuckt, nach der linken Seite ihrer Bruſt. Ein Mediziner, der in dieſem Augenblicke ihren Geſundheitszuſtand unterſuch

haben würde, hätte unfehlbar auf die akute Gefahr einer Herzkontraktion geschlossen.

Um nicht umzukommen, setzte sich Lorchens auf einen Gartenstuhl. Die Damen, welche ihre Eier und ihre Milch ringsum verzehrten, genirten sie nicht.

Soll der Erzähler Alles, was sich jetzt in Lorchens Innern begab, erst umständlich beschreiben? Nein. Wie die Knalleffekte in einem raffinierten Bühnenstück, von denen der eine immer noch den anderen übertraf, waren plötzlich die Ereignisse in ihr Leben eingebrochen. Ein Mann hatte gestern Abend Lorchens Hand verlangt und schon am nächsten Morgen kam in derselben Absicht ein zweiter. Und welcher Mann?

Ein seltsames, die Welt und die Dinge ringsumher vergessendes Lächeln schwebte jetzt über Lorchens Gesicht. Von dem Kummer, der so häufig auf diesem Gesichte sonst gelastet hatte, war auch nicht mehr ein bißchen zu sehen. Wie von einer großen Erschöpfung ergriffen, so ließ Lorchens die Hände sinken. Der Morgen war nicht sonderlich schön, auf der Straße blies ein heftiger Wind die Staubwolken auf und den Himmel färbte ein melancholisches Grau, aber dennoch war es für Lorchens, als hätte sie nie einen schöneren Morgen erlebt.

Er — der Schreiber des Briefes — stotterte. Das schadete nichts. Im Gegentheil, auch Muttschen hatte einen kleinen Fehler und solche Menschen verdienen Mitgefühl. Auch brauchte sich Lorchens wegen Muttschen vor ihm nicht zu schämen. Nein, Lorchens konnte nicht begreifen, daß es so eine Menge Glück auf Erden geben sollte.

Ein heftiger Stich durchbehte sie.

„Noch heute Morgen wollte der Andere kommen. In jedem Augenblick konnte er da sein. Ging Lorchens aber jetzt nicht auf die Wiese, was würde Herr Fannemann dann denken? Daß sie ein seelenloses Geschöpf war, undankbar und schlecht. Kam sie nicht, dann reiste er ab und niemals wieder würde sie ihn dann wohl wiedersehen. Niemals wieder.“

Das Küchenmädchen kam vorbei.

„Ist Herr Fannemann noch im Hotel?“ fragte Lorchens flüchtig.

„Herr Fannemann ist in den Wald gegangen, auf die Maywiese zu,“ erwiderte die Kleine.

„Schon lange?“ fragte Lorchens.

„Vielleicht vor einer Viertelstunde.“

Lorchens hatte bereits ihren breiten Hut auf.

Flug sie jetzt zur Wiese nicht hin, so war Alles zu spät.

„Lorchens!“ rief die Stabsärztin, eine Luftmaschine von dem Hütelhaken streifend, als sie ihr Kind durch den Hof eilen sah.

Lorchens hörte nicht.

„Was hat sie denn?“ fragte die Stabsärztin kopfschüttelnd vor sich hin.

Die Maywiese war ein nicht großer Rasenleck, der im Walde lag und der dadurch eine gewisse Bekanntheit in der Badebevölkerung genoß, weil an manchen Nachmittagen die jüngeren Herrschaften hier Lawn Tennis zu spielen versuchten, wenn der Boden dazu auch nur mittelmäßig war.

Fannemann spazierte unter einer Buche herum. Dann und wann hob er nach der Richtung, in welcher der Weg wieder in den Wald verlief, den Kopf.

Ein helles Kleid tauchte dort jetzt auf.

Fannemann erblickte Lorchens.

Fannemann zog den Hut, Lorchens blieb mit gesenkten Augen an der Waldbwand drüben stehen. Mit entschlossenen Schritten näherte er sich jetzt ihr.

Sein Gesicht war, als er, den Hut in der Hand, nun vor Lorchens stehen blieb, stark geröthet.

Mit Lorchens war etwas Merkwürdiges vorgegangen.

Schon einmal wiesen wir im Laufe dieser Geschichte darauf hin, was sie im Grunde ihres Wesens für ein verständiges, praktisches Mädchen war, gleich den meisten ihrer Mitschwester, wenn sie die Mitte der Zwanziger erreichen. Lorchens erwog nur noch ganz vernünftig, daß Herr Fannemann ein Stotterer war und daß, wenn sie nicht selbst zuerst das Wort ergriff und nach Möglichkeit behielt, unter ihnen Beiden ein Meinungsaustrausch nie zu Stande würde kommen können.

„Ich komme wegen Ihres Briefes, Herr Fannemann,“ begann Lorchens leise.

Es war wieder, als wollte sich Fannemanns Lippen etwas entreißen; heftig arbeitete sein Gesicht, aber er schwieg.

„Sie sind so gut!“ sprach Lorchens in demselben Tone weiter.

Fannemann bewegte emsig seinen Hut, den er noch immer in der Hand hielt, aber noch immer wollte sich kein Ton aus seinem Munde ringen.

„Ich glaube, daß ich Ihren Wunsch wohl auch von meiner Seite theile,“ fuhr Lorchens in überlegten Worten auf gleiche Weise fort.

Schüchtern streckte sie dem Manne, der vor ihr stand, die Hand entgegen. Fannemann griff zu, aber er küßte sie nicht, sondern er sah nur ihre Eigenthümerin mit einem Blick an, aus dem jene Seligkeit strahlte, welcher der Mensch keine Worte geben kann, am wenigsten aber ein Mensch, wie Fannemann.

Lorchens schlug die Augen nieder und nun sagte sie etwas, was diese Seligkeit in Schrecken und Entsetzen kehren mußte.

„Es hat aber,“ so fuhr sie fort, „schon ein Anderer um mich angehalten.“

Fannemanns Gesicht sah nicht anders aus, als wie zu Stein erstarrt. So verharrte er einige Sekunden. Dann suchte etwas in ihm, an ihm, durch ihn, etwas — als wollte es sich von ihm losreißen, mit Gewalt. Es war wie die Eruption eines Vulkans, dessen Krater seit vielen Jahren erstorben gewesen war und aus dem sich nun mit um so größerer Heftigkeit die zurückgebrängten Kräfte der Natur entluden.

„Ein Anderer!“ entrang es sich von Fannemanns Lippen.

„Ja,“ flüsterte Lorchens, mitten in ihren Gefühlen doch von dem ersten Wort, das sie von Fannemann vernahm, fast wie von Bestürzung erfüllt.

„Ein Anderer?“ fuhr Fannemann fort und seine Worte rollten hin wie Wellen eines Stromes, während seine Blicke so von Leidenschaft erfüllt waren, daß es nicht erstaunlich erschien, wenn er das Wunder, das sich nun selbst mit ihm begab, kaum zu bemerken schien. — „Sie lieben ihn nicht!“ redete er weiter. „Nein, es ist nicht möglich. Sie würden sonst nicht hergekommen sein. Sie hätten mir sonst nicht gesagt, was Sie mir sagten. Sie sind noch nicht seine Frau, Sie sind vielleicht noch nicht seine Braut. — Fräulein Lorchens!“

Diesen letzten Ausruf schmetterte Fannemann mit einem solchen Jubellaut aus seiner Kehle, wie ein Tenorist das hohe C. Er hielt Lorchens Hände umklammert — noch viel mehr, er schloß sogar ihre ganze Gestalt in seine Arme, daß Lorchens sich nicht wehren konnte. Und sie wehrte sich auch gar nicht, um sie Beide her herrschte in dem Waldbrevier eine feierliche Stille und die alten Buchenbäume zu ihren Hauptern breiteten ihre Wipfel wie große grüne Segenshände über sie aus.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder von der Wasserkaute.

Weit ab vom lieblichen Waldgebirge und noch fern vom majestätischen Meer — in der Ebene unterhalb Hamburgs dem ganz eigenen, intimen Reiz der Landschaftsbilder nachzuspüren, welche behagliche Freude!

Wer durch die Marschen streift, findet reiche Beute für ein Skizzenbuch hinter den Deichen, dem Erlengebüsch und den Weiden, deren silbernen graugrünes Laub so angenehm vermittelt zwischen den Farben des Himmels und denen der Landschaft mit ihren kräftigen Tönen, in deren Stala das Auge alle Schattierungen findet.

Fast weltabgeschieden, von der Elbe durch weite Wiesenstrecken scheinbar getrennt, ist so ein Häuflein pappelumstandener Ströme doch durch einen Streifen Wassers mit dem breiten Eider verbunden; eine Fahrwinne, so schmal, daß man bei tiefer Ebbe glauben möchte, hinüberbringen zu können über diesen „Briel“, dessen Lauf an der Mündung durch Reisigbüsch auf langen Stangen (Briden) bezeichnet ist. Doch das Springen möchte Euch vergehen; denn der blaugraue Boden ist weich und schlammig, und wer darin einsinkt, kommt so bald nicht wieder 'raus.

Diesem Vordergrunde von Wasser, wogendem Schilf und Winsen dienen als Staffage ein paar kleine Fischerjollen, mit Kalkföben und allerlei Geräth angefüllt, und über dem schwankenden Nährtritt erhebt der grasbewachsene Elbdeich, dessen einfürmige Linie durch das weißgestrichene Häuschen eines Leuchtfuers unterbrochen wird. Am Fuße des Deiches, dort, wo ein paar rohe Stufen zu den strohüberdachten Wohnungen führen, finden wir Fischerneze in langer Reihe zum Trocknen aufgehängt. So scheinen sie, Spinnweben vergleichbar, dieses idyllische Flecken Erde seit Urväterzeit gegen fernes Weltgetriebe abzuwischen: „Kein Schall der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit.“

Mein Freund und ich, wir hatten uns nun einmal das Vergnügen gönnen wollen, statt in enger Kajüte an Bord unseres Rutters — hier unter Dach und Fach auf Stroh zu schlafen. Mit den Hühnern „zu Bett“, mit den Hühnern heraus, tagsüber umhergestreift mit Kamera und Skizzenbuch und beim Einsetzen der Abend-Ebbe: „Anker auf“. Und so sind wir denn bei Sonnenuntergang losgeleget. Das Navigiren auf der Elbe ist bei Nacht hochinteressant. Ein Leuchtfuer leitet zum nächsten; nur brav die Karte studiren, dann geht Alles gut. Wenn uns ein Dampfer überholt, der von rückwärts unsere Positionslichter nicht sehen kann, schwenken wir ihn mit einer weißen Laterne den Bescheid zu, er möge uns nicht in den Grund jaagen. Als unser behende kleine Yacht in die Nähe des Kaiser Wilhelm-Kanals kommt, sehen wir die langen Reihen der elektrischen Bogenlampen da auf den Molen von einer rosigen Aureole umgeben. Der neue Tag zieht herauf und um Weniges über dem Nordost-Horizont steht die erbleichende Sichel des aufgehenden Mondes. Ringsumher tiefes Schweigen; nur das Rauschen des Wassers am Bug unseres Fahrzeugs ist vernehmbar . . .

Cuxhaven mit seinem Leuchtturm kommt in Sicht. Jan, unser Mann „vor'm Mast“, ist ins Vorluck untergetaucht, und sogleich kündigt ein „herrlicher Duft“ von denaturirtem Spiritus uns an, daß es bald Kaffee giebt. Heiß und — naß, das sind seine besten Eigenschaften, doch die Zweie genügen, um den Sealer, der sich eine Nacht zum Tage machte, wieder in Schwung zu bringen.

„Alar bei Bieck und Klausfall.“ ertönt jetzt das Kommando zum Bergen des Großsegels; denn eben gleiten wir dicht vor dem Vollwerk „Alte Liebe“ in den Hafen, an dem ich schon als Knabe mit Sehnsucht nach dem Meere umhergeschlendert bin, und als wir längsseit eines Neuerdiggers unsere Yacht vertäuen, schlägt es „Ein Glas“, — oder halb fünf, wie die Landratten es nennen. Mittlerweile ist es heller, leuchtender Tag geworden, von dem die Langschläfer in den Hotels nichts wissen wollen, denn fast alle Fenster sind noch verhangen. So läßt es sich denn auf der „Alten Liebe“ mit meinen guten Fremden, den biedereren Bootsleuten, trefflich plaudern, während wir einem Schiffer zuschauen, der in aller Frühe schon Bühnen-Reisig aus seinem Besahnever „löscht“.

„Na, wo geht das denn to Hus? Mudder un' Ewestern god to Weg?“ Das sind die ersten Fragen, die der alte Bootsmann Stelling an mich richtet, und seine treuen, blauen Augen leuchten wie in Jugendentagen.

Mittlerweile hat auf der Rheide ein Seeschlepper mit einem englischen Vollschiff, von draußen kommend, gestoppt. Der Engländer geht zu Anker und sein Dampfer legt sich längsseit.

„Wohrscheinlich hett he Cantien,“ sagt Stelling, und er hat Recht mit der Quarantäne, denn als das Vollschiff bald darauf zur Flaggenstunde seine Nationalfarben zeigt, geht auch in der Vortop die gelbe Flagge Q hoch, zum Zeichen, daß der revidirende Arzt an Bord verlangt wird. Eben klemmt sich eine tiefbeladene holländische Yacht, aus See hereinsegelnd, in den schmalen Eingang des alten Hafens. Ihre originelle, kernige Form und die flügelbogenartig gekrümmte Flaggenstange am hinteren Ende der Steuerpinne zeigen dem Kenner sogleich die Herkunft aus dem Lande der Blumenwiebeln und Ebamer Käse. Doch nun, da der Schiffer seinem Bestmann in für uns unverständlichen Gaumenlauten etwas zurst, erkennt auch der Laie den Hollandsmann.

Allmählich ist das Leben am Hafen erwacht. Mit quietendem Geräusch holt der Dampfbagger die morastgefüllten Behälter aus der Tiefe, und schüttet das Erdreich in die längsseit liegenden eisernen Käbne. Doch weiter — zu den Schiffszimmerleuten, dort oben am Südbende des Hafens, wo auf einem der kleinen halb versteckt liegenden Werkplätze eine Galles „high and dry“ fein ausgebeßert auf dem Helgen steht, ablaufbereit offenbar, denn ihr rundliches Unterschiß glänzt von frischem Theer, und vom Besahnmast weht die deutsche Flagge, wie auch ihr Unterscheidungs-signal, vier Buchstaben-Flaggen aus dem internationalen Flaggen-Alphabet. Jetzt ist höchster Wasserstand, und diesen Zeitpunkt mit Eintreten der Ebbe benutzt man, um das Schiff vom Stapel zu lassen. Zur Stärkung und Vorbereitung läßt man die Rummelstache kreisen, und sogar der Vater des Zimmerplatz-Besizers, ein wackeliger, wohl siebzigjähriger Greis, theilhaftig sich an dem schwereren Geschäft, aufs Wohl der „Remda“, die ablaufen soll, einen Schluck zu thun. — Ablaufen soll sie, jawohl; aber sie will nicht. Da schleifen denn die Leute mit Gemächlichkeit zwei große, vierscheidige Blöde heran. Ein langes Tau wird durchgehoben, das „holende“ Ende um eine Winde gelegt, ein Block an der Gleitbohle unterm Schiff, an einem eingerammten Pfahl der zweite Block befestigt, und nun gehen fünf Zimmerleute, phlegmatisch wie Göpel = Ochsen, im Kreis herum. Das Tau knarrt in der Winde; — „he will nich“. Doch gleich ist's wohl aus mit dem „Nich wollen“, wie ich von meinem Balkon, einer umgestürzten Schubstare, deutlich sehe: Zwischen das obere Helling-Ende und die Gleitbohle kommt ein Keil. „Hau ihn, Lukas!“ Nieder sinkt der Keil — das Schiff setzt sich in Bewegung. Auf dem Vorberdeck steht am Spill der Schiffer; sein Anker ist „klar zum Fallen“. Und kaum ist das Fahrzeug seinem feuchten Element zurückgegeben, da raselt auch schon die Kette in den Grund. Aus dem Munde der Zimmerleute ein „Hurrah!“, das von Deck aus erwidert wird. Da schreit ein Wegearbeiter herüber: „Schipper, lot em man nich gegen der Dreihügg jagen,“ und der Kapitän giebt prompt zurück: „Goll Du hier man keen Lüüd in Snack up,“ und fügt dann etwas daran, das auch nicht bei Knigge vorkommt.

Auf dem Weg zum neuen Hafen, der den großen Schnell-dampfern der Amerika-Linie bald gute Dienste thun soll, kommen wir an dem Bassin für die Fischerboote vorüber, wo Blankenefer, Finkenwärder und andere Rutter oder Ewer in buntem Gemisch durcheinander liegen, zumeist mit stehendem Großsegel, das (in schwarzen Lettern auf hellem, in weißen auf rothbraunem Segeltuch) Buchstaben als Heimathsabzeichen und Nummern trägt. Fast alle Fahrzeuge, die vorn am Bug über der Wasserlinie hellgrün oder lachsfarben, im Uebrigen aber schwarz gestrichen sind, haben ihre Neze zum Trocknen aufgehängt. Aus den Rüdenschornsteinen ringelt sich blauer Dampf. Wir mit unserm „Ruckfassen“ werden natürlich von den ausruhenden Fischern aufs Korn genommen. Daher recht heimlich die Camera auf die Seebären gerichtet: Knack, das Bild ist gemacht.

„Halloh, Hinrich Brüggmann, — of hier?“

„Halloh, halloh, kamen Se man 'n bitten dal.“

In der Küche des mir bekannten Fischerewers „S. B. 61“ steht die Braut des Bestmanns und kocht grünen Kohl. „Gu'n Dag of, — wölt Se 'n beten Middag mit eten?“ Was sitzen wir zu Wert bei Salzfleisch und Kohl und Könen von gemeinsam Erlebtem aus früheren Tagen; da wird „ein Garn ge-



spannen", so lang, so lang, daß die Sonne schon über Südwest hinaus ist, als wir Abschied nehmen.

Nun geht's feenwärts auf dem Deich entlang zur Kugelbaaf, welche, durch einen Damm aus Granitquadern mit dem Lande verbunden, weit stromwärts nach Nordost vorgehoben, ein höchst charakteristisches Wahrzeichen von Curgaben bildet.

Wie wundervoll einsam ist es hier! — Auf dem bräunlichen, schlüchtigen Sande, den die Ebbe bloßgelegt hat, spielen die Seeschwalben und überönen kaum mit ihrem melancholischen Sang das Geräusch, mit welchem die Wellen des raslosen Stromes an's Ufer rollen.

Allerlei.

Unter den zahllosen Bismarck-Erinnerungen, von denen auch die italienischen und speziell die römischen Blätter strotzen, sei die folgende des dortigen „Messagero“ erwähnt: Der französische Dichter Viktor Hugo habe an Bismarck bei Anlaß von dessen feierlichstem Geburtstag einen Brief geschrieben, von dem hier die möglichst stilgetreue Uebersetzung folgen mag: „Der Gigant grüßt den Giganten, der Feind grüßt den Feind, der Freund schickt seinen Gruß dem Freunde. — Ich hasse Dich grausam, weil Du Frankreich erniedrigt hast; ich liebe Dich, weil ich größer bin als Du. Du hast geschwiegen, als die Axt dich schlugen am Glockenturm meines Ruhmes; ich rede bei Anlaß Deines feierlichsten Jahrestages. Ich achte, Du febst, ich achte, Du febst: die ganze Menschheit als Nullen hinter uns. Wären wir Beide in einen einzigen Menschen vereinigt, so wäre die Weltgeschichte zu Ende. Du der Körper, ich der Geist, Du die Wolke, ich das Licht, Du die Macht, ich der Ruhm. — Wer ist größer von uns Beiden? Der Sieger oder der Besiegte. Keiner ist der Größere, denn wir sind Beide groß. Winke mit dem Haupt, ich werde wieder winken, und die große Einigung der Völker und der ewige Friede ist gemacht. Hugo.“ Fürst Bismarck soll diesen Brief mit dem einzigen Wort: „Adieu“ beantwortet haben. — (Selbstverständlich ist auch der Brief eine Parodie.)

Fürst Bismarck ist nicht weniger als zwölf Mal zum Helden von Dramen aufgerufen worden, doch sind die meisten dieser Stücke bis auf die mehrfach aufgeführten Festspiele „Blut und Eisen“ und „Der Alte von Barzin“ der Vergessenheit anheimgefallen. Sechs Mal ist der eiserne Kanzler auch in größeren epischen Dichtungen gefeiert worden, die bekanntesten davon sind „Das Lied von Bismarck“ von Eugen Schwefelke und „Die Bismarckade“ von Rudolf Genée.

Der Shakespeare-Kenner. Daß Bismarck besonders gerne seinen Shakespeare las und auch genau kannte, dafür spricht, was einem Mitarbeiter der „F. Ztg.“ ein Obergewand erzählte, der seiner Zeit als Teilnehmer einer studentischen Deputation von dem in Riffingen weilenden Kanzler zur Tafel gezogen wurde. Bei der Nachmittagsunterhaltung, an der auch Bismarck sich in zwanglosester Weise, unaufhörlich aus der langen Pfeife mächtig dampfend, theilnahmte, wandte einer der Herren ein nur selten gehörtes Citat mit dem Zusatz an: „Wie Shakespeare in seinem „Cariolan“ so treffend sagt.“ Bismarck unterbrach ihn sofort mit den Worten: „Sagt er allerdings — aber im „Sturm“ so und so vieler Art, so und so viele Szene.“ Als einige Herren darauf ein verblüfftes, vielleicht auch nicht ganz überzeugtes Gesicht machten, ließ er sich durch seinen Kammerdiener aus dem im Nebenzimmer befindlichen Bücherschrank den betreffenden Band Shakespeare holen, indem er ihm genau die Reihe und den Platz bezeichnete, wo er zu finden. Dann schlug er die zitierte Stelle auf und wies auf sie mit einem schmunzelnden „Nun, meine Herren?“ hin.

Die Erlöserkirche in Jerusalem. Den Mittheilungen, welche Wirkl. Geh. Ober-Baurath Prof. Adler im „Centralb. d. Bauverm.“ über die evangelische Erlöserkirche in Jerusalem macht, entnehmen wir folgende, die Vorgehensweise des Baues dieser Kirche betreffenden Daten: Am 7. November 1869 ergriß Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige unvergessliche Kaiser Friedrich III. Besitz von einem großen Ruinenfelde in Jerusalem, welches der Sultan seinem Vater, dem Könige Wilhelm, geschenkt hatte, und bald darauf begann die Ausgrabung des 7–8 Meter hoch verschütteten Terrains. Zwei Jahre später — im August 1871 — erhielt Wirkl. Geh. Ober-Baurath Prof. Adler von Kaiserin aus den Befehl, eine Aufmessung der bis dahin ausgegrabenen Baulichkeiten vorzunehmen und damit einen Entwurf und Kostenanschlag für den Wiederaufbau der Kirche und ihrer Nebengebäude, als Hospiz, Pfarrei und Schule u. v. v. zu verbinden. Die Entwurfspläne konnten im Sommer 1872 an Allerhöchster Stelle vorgelegt werden und fanden Billigung, doch wurde der spezielle Entwurf wegen der langsam fortschreitenden Ausgrabung erst im Jahre 1874 fertig. Trotz der lebhaftesten Rücksprache an hoher Stelle für den baldigen Baubeginn kam dieser nicht zu Stande, weil alte Verträge mit England die freie Entfaltung der evangelischen kirchlichen Organisation und der Deutschen Missions-

thätigkeit vielfach behinderten. Nach langen Verhandlungen zwischen beiden Großmächten wurde der 1841 durch Buxton geschlossene Vertrag, betreffend die Errichtung eines englisch-preussischen Bistums auf dem Berge Zion, im Jahre 1888 aufgehoben und eine neue, selbstständige Verwaltung begründet, welche seit 1889 in den Händen des von Seiner Majestät Kaiser Wilhelm II. ernannten Kuratoriums der evangelischen Jerusalemstiftung ruht. Damit war freie Bahn geschaffen für die Entfaltung der Gaben und Kräfte des deutschen Protestantismus. — Wenige Monate nach der Einweihung der Schloßkirche in Wittenberg (31. October 1892) wurden von Seiner Majestät dem Kaiser die alten Pläne wieder aufgenommen und ihre Ausführung mit der Aenderung befohlen, daß nur ein deutsches Hospiz mit der Kirche verbunden, Pfarrhaus und Schulhaus aber außerhalb der Stadt erbaut werden sollten. Zu diesem Zwecke stiedelte der Regierungs-Baumeister Groth, der den Wittenberger Bau fünf Jahre lang geleitet und vollendet hatte, im Späthommer 1893 nach Jerusalem über und traf die nöthigen Vorbereitungen, damit am Jahrestage des Reformationsfestes in Vertretung des Kaisers der Präsident des Evangelischen Ober-Kirchenraths D. Dr. Bartholomäus die feierliche Grundsteinlegung vollziehen konnte. Seit jenem Tage wurde der Bau trotz der seltenen großen Schwierigkeiten, welche durch die weite Entfernung, durch das Klima und durch die sehr schwach entwickelten hiesigen Verhältnisse der Stadt gegeben waren, in ungeändertem Betriebe erhalten und wird voraussichtlich am 31. October dieses Jahres von Seiten des erlauchten Herrscherpaares feierlich eingeweiht werden. — Der 1869 geschenkte Platz liegt in nächster Nähe der heiligen Grabeskirche — südlich von ihr — und beträgt etwa den vierten Theil eines rechteckigen, genau orientirten Häuserblocks von 137 Meter Breite und 155 Meter Tiefe. Von diesem sind nur die Straßenfronten in verschiedener Tiefe bebaut, das Hinterland, größtentheils im Besitze der griechischen Patriarchen, ist noch verschüttet. Der kaiserliche Besitz erstreckt sich längs der Ostseite und wird dort von dem langgedehnten, in zwei parallelen Gassen überwölbten Bazare oder Sül begrenzt, während die neu eröffnete Kronprinz Friedrich Wilhelm-Straße ihn im Westen von dem griechischen Besitze scheidet.“

Vom Blicher'sich.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Der sogenannte Hundesport, das heißt die Zucht und Züchtung echter Rassen, der in England in so hoher Blüthe steht, kommt in neuerer Zeit auch in Deutschland mehr und mehr in Aufnahme. Die Einführung der unverhältnismäßig hohen Hundesteuer vermochte der Verbreitung des Hundes keinen Abbruch zu thun, sie hat nur dazu beigetragen, das die oft abschreckend häßlichen Bullterrier- oder Figgler, welche früher allenthalben ihr Unwesen auf der Straße trieben, mehr und mehr zu verschwinden beginnen. Ist auch die Verbreitung der Rassehunde in Deutschland mit Freuden zu begrüßen, so ist es doch bedauerlich, daß gerade unter den Luxushunden die fremden Rassen allenthalben eine so große Bevorzugung genießen. Sätten die deutschen Hundefreunde mehr Nationalität, so würden sie die tolle Jagd nach fremden Hunden aufgeben, die oft nur Nennominde hunde sind, und würden dafür sorgen, daß die geistig hoch stehenden deutschen Rassen vor dem Verderben und Aussterben bewahrt blieben. Der deutsche Hirten- oder Schäferhund, im Volksmund Wolfs- oder Wölchling genannt, zweifellos eine der treuesten und intelligentesten Rassen, wird leider ebenso wie sein Herr, der Schäfer, bald der Vergangenheit angehören, falls man ihn nicht zum Luxushund macht und sich seiner annimmt, wie man sich seines durchaus minderwerthigen Vetter's, des schottischen Schäferhundes angenommen hat. Die hervorragenden Charaktereigenschaften nun, welche den deutschen Schäferhund als einen wahrhaften Gelbhund erscheinen lassen, erfahren durch Max Hesse'scher eingehende Würdigung in einem Aufsätze, den das neueste Heft der allbeliebten illustrierten Familien-Zeitschrift „Zur Guten Stunde“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57, Preis des Vierteljahrsheftes 40 Pf.) veröffentlicht. Auch die übrigen Darbietungen dieses Heftes beanspruchen allgemeines Interesse. Der spanische Kronprinz Don Carlos mit seiner Gemahlin, „Die keramische Schule in Bunzlau“, „Vom amerikanisch-spanischen Kriegsschauplatz“, „Preisgekrönte Hochzeitsmedaillen“, „Kostbare Orakel“, „Zum Südpol“, „Der neue Hauptbahnhof in Dresden“, „Salzfischer auf der Traun“, „Heirathung deutscher Seefadetten“ u. s. w. sind größtentheils reich mit Illustrationen versehen. Auf die unter Wissen mannigfach bereichern. Besonders fessend ist der illustrierte Schmuck des Heftes, dem auch die neueste Schöpfung des bekannten Liederkomponisten Hans Hermann beiliegt. Die Gratisbeilage „Illustrirte Klassiker-Bibliothek“ setzt Hulvers „Die letzten Tage von Pompeji“ fort und die Abtheilung „Für unsere Frauen“ zeigt sich auch in diesem Heft wieder als eine Fundgrube von praktischen Einrichtungen in Hauswirtschaft, Gesundheitspflege, Haus- und Zimmergärtnerci, Haus- und Thierzucht u. s. w.

Respons. Redakteur: Dr. Walter Gebel. Verlagsdruck und Verlag von Otto Ziehe, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.